

## 4. 3. Biographische und juristische Fiktionen

Louis Huguets *Chronologie. Johannes Freumbichler – Thomas Bernhard* ist ein Buch der Zeugen und, sofern sie eine detaillierte Familiengeschichte ist, wesentlich eines der Zeugungen. Der „Zeugenfreund“ Bernhards, Rudolf Brändle, würdigt die Chronologie für die Zurechtrückung der „sich hartnäckig haltenden Irrtümer, die vom Autor selbst teils aus Unkenntnis, teils absichtlich im Sinne einer Selbstinszenierung in die Welt gesetzt wurden“, diese Irrtümer „müßten damit eigentlich für immer berichtigt sein.“<sup>282</sup> Huguet selbst weist darauf hin, dass Bernhard ein unzuverlässiger Autobiograph sei. „Er verwischt gerne seine Spuren, und mehr als ein Literaturhistoriker ist im Treibsand seiner mystifizierenden autobiographischen ‚Erzählungen‘ steckengeblieben.“<sup>283</sup> Im Sinne seiner stellenweise explizit gemachten psychologisierenden Herangehensweise ans Werk ist eines der Hauptanliegen der *Chronologie*, für das Verständnis von Bernhards Literatur die „Quellen“ zu liefern, von denen die Texte „zehren“ und die „auf die geistige Ebene in der literarischen Schöpfung“<sup>284</sup> erhoben werden. Auf der Suche nach einem sicheren Grund (siehe „Treibsand“) des Verstehens scheint nur folgerichtig zu sein, diesen Grund in der Klärung der Herkunft, der Zeugung finden zu wollen:

Hingewiesen sei auf die grauenhafte Angst, das Gefühl der Unsicherheit, der Unruhe und des Scheiterns, das Thomas Bernhards künstlerischem Schaffen zugrunde liegt. Es ist die Angst vor dem Geheimnis der eigenen Herkunft. ‚Wer war mein Vater? Unter welchen Umständen wurde ich geboren?‘ [...] Wie in vielen Gründungsmythen steht der Lebenslauf des Helden oder Gottes in seiner hieratischen Chronologie in enger Beziehung zum Problem des Ursprungs, der Abstammung, des Erbes.<sup>285</sup>

Demnach bestehe zwischen Herkunft und Werk ein genealogisches Verhältnis, man könnte sagen, das Werk habe in der Herkunft seine Herkunft, die die Texte organisierenden Metaphern („Angst“, „Scheitern“, „Unsicherheit“, „Unruhe“) in derselben ihr *proprie*.

Huguet hat Zeugen gefunden, die über die Umstände der Zeugung Thomas Bernhards Näheres zu wissen behaupteten. Sie waren freilich nur Zeugen von Erzählungen, die auf keine benannten Quelle zurückzuführen sind<sup>286</sup>, auf Grund deren aber die *Chronologie* sogar das „mutmaßliche[...] Datum der Empfängnis“ und dessen genauen Ort

282 Brändle: Zeugenfreundschaft, S. 40.

283 Huguet: *Chronologie*, S. 22. Unklar bleibt, warum die Bezeichnung „Erzählungen“ an dieser Stelle zwischen Anführungszeichen gesetzt ist. Wenn H. damit den literarischen Charakter dieser Texte in Zweifel ziehen will, dann widerspricht er damit seiner psychologisierenden These, Bernhard verwische gerne seine Spuren und mystifiziere, was wohl, in einem einfachen Sinne des Wortes, die Fiktionalität der Erzählungen unterstreichen soll.

284 Ebd., S. 21.

285 Ebd. [Hervorhebung von mir - E. K.]

286 Da es sich um nähere Bekannte der Mutter handelt, dürfte diese die Informationsquelle gewesen sein, aber behauptet wird das nirgendwo.

festhält.<sup>287</sup> Aus den „Gerüchten“, von denen zunächst die Rede ist, erfährt man auch, dass Bernhards Mutter als Opfer eines Verbrechens schwanger geworden sei.<sup>288</sup> Selbst wenn man Bernhards *Kälte* als historische Quelle liest („Es ist nicht unwichtig, daß meine Mutter selbst es gewesen ist, die mir den genauen Ort meiner Zeugung preisgab. Was hatte sie, die später nicht einmal mehr auch nur an meinen Erzeuger erinnert werden durfte, für einen Grund für diese Eröffnung?“ 76) und diesen Ort mit dem gleichsetzt, den Bernhard seinem Bruder und seinen Freunden gegenüber vertraulich verraten haben soll<sup>289</sup>, entsteht ein unauflösbarer Widerspruch (laut Angaben der Freundinnen das „Salettl der Tante Rosina“, laut denen des Sohnes der „Gasthof ‚Hölle‘“) zwischen den Zeugenaussagen aus zweiter Hand, die sich auf die gleiche Quelle, die einzige Augenzeugin (die Mutter) berufen. Seltsam ist es, dass Huguet diesen Widerspruch dadurch aufzulösen versucht, dass er Bernhard als Schriftsteller einen *genuinen* Hang zur Literarisierung (auch in „vertraulichen“ Gesprächen) zuschreibt und den Gasthof ‚Hölle‘ als Symbol, den Wirtshaustisch als Synekdoche („Tisch‘ für ‚Tischler‘, den Beruf des Vaters) auslegt und auch sonst eine konfuse Interpretation abzugeben sich gezwungen fühlt. (Diese Herangehensweise wird aber keineswegs in der ganzen *Chronologie* aufrechterhalten, da an vielen Stellen, wo amtliche Dokumente oder Zeugenberichte nicht zum Beweis dienen können, Bernhards autobiographische Texte als Wahrheitsquellen herangezogen werden.) Wenn eine Vorentscheidung praktiziert wird, welches Wort, welche Geschichte, welcher Text figurativ gelesen werden soll und welche nicht, dann vielleicht deshalb, um die Referenzialität und Glaubwürdigkeit von denjenigen Zeugenaussagen (sei es von Bernhard oder von Anderen) nicht zu gefährden, die insgesamt ein kohärentes Bild vom Leben des Autors abgeben. Das punktuelle Ereignis der Zeugung

287 „9. 5. [1930]: Samstag. Mutmaßliches Datum der Empfängnis Thomas Bernhards im (heute nicht mehr existierenden) ‚Salettl‘ der ‚Tante Rosina‘ (Rosina Schlager), ‚Haus 82‘ oder ‚Binderhaus‘ in Henndorf am Wallersee.“ Vgl. Huguet: *Chronologie*, S. 183.

288 „Nach einem in Henndorf kursierenden Gerücht, das von verschiedenen Seiten bestätigt wird, soll Hertha Bernhard vom Tischlergesellen Alois Zuckerstätter vergewaltigt worden sein.“ Ebd.

289 „Nach einer vertraulich-ironischen Bemerkung Thomas Bernhards gegenüber seinem Halbbruder Peter Fabjan fand die Empfängnis des Schriftstellers an einem symbolträchtigen Ort statt, nämlich auf einem Tisch im Salzburger Gasthof ‚Hölle‘: Der Wirtshaustisch kann als Parodie eines Altars interpretiert werden, auf dem die Jungfräulichkeit geopfert wird. Die leicht anzügliche Erwähnung des Tisches, auf dem Hertha Bernhard gelegen sein soll, kann zugleich als versteckte Anspielung auf den Beruf des Vergewaltigers, nämlich Tischler, verstanden werden. Als weitere Assoziation drängt sich die Doppeldeutigkeit des Begriffs ‚Hobeln‘ auf. [...] Es handelt sich um den 1377 erbauten Gasthof Höllebräu in der Salzburger Altstadt, Judengasse 15. Der Name könnte als ironische Anspielung auf einen ‚höllischen‘ Geschlechterkampf à la Strindberg verstanden werden. Gegenüber Wieland Schmied äußerte sich Thomas Bernhard in ähnlicher Weise. Gerhard Lampersberg erzählt in einem Gespräch mit Maria Fialik über Thomas Bernhard: ‚Sein leiblicher Vater ... hätte ihn gar nicht kennengelernt. Dann gingen wir beim Höllebräu vorbei, und er hat gesagt: ‚Da wurde ich gemacht, auf diesem Tisch im Vorhaus!‘ Das ist doch alles ein Schauernmärchen!“. Ebd., 183f.

breitet sich notwendig zu Geschichten aus, deren Wiedergabe oft an Bernhards wohl-bekanntes Erzählverfahren erinnert, durch eine hierarchische Struktur von (vielen) ver-schiedenen, einander zitierenden Erzählinstanzen das eigentliche Ereignis unzugänglich zu machen. Wenn es in der Chronologie heißt:

Brief von Aloisia Honkoop, geb. Ferstl. Sie bestätigt, daß sie Luzia Prusa weitererzählt habe, was sie ihrerseits von Maria Neumayr erfahren habe: daß Hertha Bernhard von Alois Zuckerstätter jr. im sogenannten 'Salettl' der Tante Rosina Schlager, geb. Freumbichler, vergewaltigt worden sei<sup>290</sup>,

dann erliegt der referentielle Gehalt der Äußerung der Differenz im Zitat. Die gleiche Zitiertechnik charakterisiert fast alle Bernhardschen Texte; zu den extremsten Beispielen gehört wohl *Gehen*:

Am vergangenen Samstag hat Oehler Scherrer gegenüber verschiedene Karrer betreffende Angaben gemacht, die, so Scherrer, sagt Ohler, für ihn, Scherrer, im Hinblick auf die Behandlung Karrers von Wichtigkeit sind.“ (G 47f.)<sup>291</sup>,

oft gepaart mit der Verwendung der indirekten Rede wie in *Das Kalkwerk*, wo die einander widersprechenden Zeugenaussagen, durch einen übergeordneten Erzähler wiedergegeben, die Klärung der genauen Umstände eines Mordes unmöglich machen.

Der Ich-Erzähler in der *Kälte* beschreibt sein Leben als eine „Existenz aus dem Nichtwissen“ (80), und sofern das Nichtwissen sich auf die Zeugung und den Zeugen-bezieht, ersetzt es die Herkunft, es wird zu ihrer Metapher. Genau dies, nämlich das Nichtwissen, treibt die „spekulative *Unzucht*“ (80; Herv. E. K.) voran, deren Erzeugnis der literarische Text zu sein vorgibt. Wären wir damit wieder dabei, die Herkunft zur Herkunft des Werkes zu hypostasieren? Es macht aber einen wesentlichen Unterschied aus, ob die Herkunft des Werkes aus der Zeugungs- und Kindheitsgeschichte oder aus dem Nichtwissen darüber als Metapher abgeleitet wird. Ist also das Nichtwissen die

290 Ebd., S. 478. Und weiter: „Nach Maria Neumayrs Unfalltod wird ihr Witwer, Anton Neumayr, dem daran gelegen ist, Hertha Bernhard wenigstens im nachhinein zu rehabilitieren, Susanne Kuhn, geb. Fabjan, die Umstände von Thomas Bernhards Empfängnis erzählen und sie damit in das Geheimnis einweihen, das Maria Neumayr Thomas Bernhard nicht mitteilen hatte können. Im Gegensatz zu den Behauptungen Alois Zuckerstätters und Thomas Bernhards war Hertha Bernhard niemals AZs Geliebte.“ Ebd., S. 478f. „Briefe von Hans Ellenhuber, Henndorf. Er schreibt, was die seit vielen Jahren in Henndorf ansässige Therese Schober, geb. Mühlböck, über die angebliche Vergewaltigung Hertha Bernhards zu berichten weiß. [...] Brief von Hans Ellenhuber. Er bestätigt Therese Schobers Aussagen, wonach ‚zur damaligen Zeit das Gerücht [kursierte], daß Hertha Bernhard [...]‘“ etc. S. 484.

291 Zu *Gehen* vgl. z.B. Kahrs: Thomas Bernhards frühe Erzählungen, S. 148f.: „Je deutlicher die perspektivische Brechung im Zitat das Erzählte als (mehrfach) Vermitteltes präsentiert, desto stärker verliert der mimetische Aspekt der Darstellung an Bedeutung, und die sprachliche Konstruktion als solches rückt in den Mittelpunkt des Leserinteresses. [...] Durch das affirmative Zitieren werden die Figuren zu Funktionen der Rede, was die erwartbaren Kausalverhältnisse auf den Kopf stellt und primär die ‚Künstlichkeit‘ der Erzählung ausmacht.“

Herkunft des Werkes? Im Gegensatz zu Huguets Ansicht<sup>292</sup>, Bernhards Werk wurzle in der Herkunft des Autors, bestimmt die *Kälte* das Nichtwissen (oder die Ahnung) als Antriebskraft: „Ist es nicht ein Vorteil, so wenig und fast gar nichts von meinem Erzeuger zu wissen, die *Ahnung* über den Betreffenden ganz einfach immer wieder zum Mittel als Zweck zu machen?“ (76). Wenn aber Nichtwissen und Ahnung nicht nur als Mittel, sondern gleichzeitig als Zweck figurieren sollen, dann heißt das für den literarischen Text, das Nichtwissen aufrechtzuerhalten, für die Lektüre, keinen Ursprung außerhalb der Figuration bestimmen zu können.

Wenn man sich die Verwirrung um das Geburtsdatum Bernhards vergegenwärtigt, könnte man zur Annahme neigen, die Ungeklärtheit der Umstände der Zeugung hätten sich auf die Geburt weitervererbt. Wie die Person des Vaters schließlich nur juristisch festgeschrieben werden konnte, stellte im Falle des Geburtsdatums auch erst ein ausgeforschtes amtliches Dokument aus dem holländischen Kloster, wo Bernhard geboren wurde, das letzte und verlässliche Zeugnis dar.<sup>293</sup> In *Der Atem* gibt Bernhard vor, er hätte nicht mit Sicherheit gewusst, am wievielten er geboren worden sei. Bei der Krankenaufnahme hätte es

die Schwester irritiert, daß ich ihr nicht mit Sicherheit hatte sagen können, ob ich am neunten oder am zehnten Feber [1931] geboren worden sei, ich hatte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, *am neunten oder am zehnten* gesagt, was sie aber nicht akzeptierte, und so hatte *sie* sich schließlich, warum, weiß ich nicht, für den zehnten entschieden und den zehnten in eines der Papiere hineingeschrieben (At 97).

Das doppelte Datum, von dessen Herkunft hier geschwiegen wird, verleiht der Figur des Ich jene Unbestimmtheit des Anfangs, der sie schon durch die Zeugung ausgesetzt ist. Die Irritation durch die unerklärbare Abweichung von Konvention und Konsens, durch die Nicht-Erfüllung einer juristischen Forderung, wird beim Regelbrecher zum konstitutiven Merkmal seines Selbstverständnisses. Er ist nicht bereit, das Unentscheidbare zu entscheiden, ja er nutzt jede Gelegenheit, die potentielle Fiktion und Irrtümlichkeit des Geburtsdatums in Erinnerung zu rufen. Setzt man nun diese und andere Textstellen in *Der Atem* und *Die Kälte* mit anderen, nicht von Bernhard stammenden Texten, z.B. mit Huguets *Chronologie*, in Beziehung, denen man den Todestag des Großvaters mütterlicherseits entnehmen kann, entstehen weitere Unstimmigkeiten. Der Großvater, in allen autobiographischen Texten als einzig maßgeblicher Lehrer, großes Vorbild im Schriftstellerdasein und Ersatzvater beschrieben, stirbt im *Atem* am Geburtstag des En-

292 Wobei Huguet freilich bloß ein Name für die genealogische Deutungsweise in der Bernhard-Literatur ist.

293 Bernhard selbst erwähnt jedoch wie beiläufig als Beispiel für eine Fälschung, die ja alles Geschriebene sei, gerade die Geburtsurkunde. Vgl. Fleischmann: Thomas Bernhard – Eine Begegnung, S. 151.: „Alles G’schriebene und alles Gedruckte, das sind alles Falsifikate, nicht, sogar Geburtsurkunden“.

kels (At 82), laut *Chronologie* aber am 11. Februar. Die „Befreiung“ vom Vorbild wird als eine Art Neugeburt erlebt (At 83) und sofern sie das Schreibverbot auflöst, figuriert sie auch als Anfangspunkt des Schreibens: „mein Großvater, der Dichter, war tot, jetzt durfte *ich* schreiben“ (Kä 36). E. Marquardt spricht im Bezug auf die Textstelle im *Atem* von einer „Geburt im übertragenen Sinne“, deren Datum durch eine „groteske Überschätzung der eigenen Selbstbestimmungsmöglichkeit“<sup>294</sup> auch in den offiziellen Lebenslauf Eingang findet.<sup>295</sup> Damit lässt sie aber außer Acht, dass in dieser Erzählung auch die beiden anderen Angaben aufrechterhalten werden, d.h. dass bloß ein drittes mögliches Datum zu den zwei ersteren hinzugefügt wird. Man könnte eher meinen, dass schon die Unentscheidbarkeit zwischen dem 9. und dem 10. Februar metaphorischen Charakter trägt, sofern sie für den unbestimmbaren und nur mit der Gewalt einer ungesicherten Entscheidung festzusetzenden Anfang steht. Die offensichtliche Figuralität des Schreibanfangs (Geburt „bloß“ im übertragenen Sinne) korreliert mit der Figur des Nichtwissens über die Zeugung als Herkunft der Erzählung *Die Kälte*. Die „groteske Überschätzung der eigenen Selbstbestimmungsmöglichkeit“ muss sich in jedem Fall auf die „freie“ Wahl von Figuren für Anfang, Herkunft und Grund beschränken.

Wie Zeugung und Geburt, so ist auch der Tod auf Bezeugung angewiesen. Der Tod Bernhards, sein genauer Zeitpunkt und seine Umstände waren das umso mehr, da es wiederum Geschichten gab, die ihn in ein figuratives Geschehen einbetten wollten und die es zu entlarven galt. K. Woisetschläger berichtet darüber folgendermaßen:

Thomas Bernhard hat sich nicht, wie das Gerücht umgeht, das Leben genommen. Dieses Gerücht um seinen Freitod ist vor allem durch die Spekulation entstanden, daß Bernhard am 40. Todestag des – über alles geliebten – Großvaters Johannes Freumbichler gestorben sei. In Wahrheit ist aber der Todestag des Großvaters der 11. und nicht der 12. Februar; und tatsächlich habe Thomas Bernhard, versichert sein Bruder, dann plötzlich an diesem Abend des 11. Februar, wo er nicht gewußt hat, ob er den noch übersteht, bemerkt: 'Schau, das ist jetzt eigentlich der Todestag vom Großvater.' Ein Zufall, weiter nichts. „Das hat sich so ergeben.“<sup>296</sup>

Die „übertragene Bedeutung“, die Bernhards Tod gehabt hätte, wäre er ein Freitod an einem ausgesuchten Tag gewesen oder etwa sieben Stunden früher eingetreten,<sup>297</sup> soll dadurch eliminiert werden, dass man den Zeitpunkt des Todes als „reine[n] Zufall, wei-

294 Marquardt: Gegenrichtung, S. 162f.

295 „Jens Dittmar behauptet gar, Thomas Bernhard sei laut Paß am 11.2.31 geboren worden, was mit dem Todestag Johannes Freumbichlers, er verstarb am 11.2.49, merkwürdig koinzidiert“. Vgl. Ebd., S. 161. Es handelt sich um Dittmars Artikel „Entpersönlichung und Spiel mit Identitäten“ vom 17-18. 6. 1978 in der Neuen Zürcher Zeitung.

296 Dreissinger, Sepp (Hg.): Thomas Bernhard. Porträts. Bilder und Texte. Weitra: Bibliothek der Provinz 1991, S. 314.

297 Vgl. Huguët: *Chronologie*, S. 474.: „12. 2. [1989]: Sonntag, 7 Uhr: Thomas Bernhard stirbt in seiner Wohnung in Gmunden“.

ter nichts“ bestimmt, wobei der Zufall<sup>298</sup>, der also nicht über sich hinausweist, offensichtlich für die Fiktion der Fiktionslosigkeit, der absoluten Referenzialität steht. Der Zeugenbericht des Halbbruders, wiederum nur durch Vermittlung bekannt, soll für diese Fiktion den Beweis liefern, im Tod, wie in der Geburt, soll der Zusammenfall von Bezeichnetem und Bezeichnendem verwirklicht sein.

Die Geburt, der Augenblick des Auf-die-Welt-Kommens und des Zur-Welt-Bringens, ebenso wie der Augenblick des Todes, wird von einer konventionellen Symbolik markiert, die Derrida in *Qui est la mère?* ‚legal fiction‘ nennt.<sup>299</sup> Juristische Fiktionen sind sie deshalb, weil ihre Bestimmung (die Definition dessen, was als Augenblick der Geburt, als Eintritt des Todes gilt, ab wann „jemand“ als Person und ab wann er nicht mehr als eine solche angesehen wird etc.) durch eine konventionelle Gesetzgebung und juristische Praxis geschieht.<sup>300</sup> Da all diese Augenblicke von juristischer Definition ab-

298 Sieht man einmal davon ab, dass der Zufall aufgrund der Unversicherbarkeit der Kontingenz sowieso eine potentielle Fiktion ist.

299 Derrida: *Ki az anya?*, S. 20. Den Ausdruck übernimmt er aus dem *Ulysses*, in dem eine längere Passage um die „legal fiction of paternity“ kreist. Vgl. Joyce, James: *Ulysses*. Budapest: Európa 1986, S. 212.

300 Es existiert auch ein juristisch definierter Begriff von Fiktion, zu dessen Veranschaulichung z.B. folgendes Beispiel dienen kann: „Der Mensch hat nach vollendeter Geburt eine Anzahl von Rechten, die an den verschiedensten Stellen der Rechtsordnung geregelt sind. Das Gesetz möchte sie auch dem Gezeugten, aber noch nicht Geborenem einräumen, soweit sie diesem nur vorteilhaft sind. Der Gesetzgeber wählt aber nicht den umständlichen Weg, all diese Rechte im einzelnen aufzuzählen. Er bestimmt einfach, daß der Ungeborene schon als geboren ‚gelte‘, soweit dies zu seinem Nutzen ausschlage [...]. Der Tatbestand des ‚Ungeboreneins‘ wird also teilweise jenem des ‚Geboreneins‘ gleichgehalten.“ Diese Rechtstechnik kann folgendermaßen formalisiert werden: „Der Gesetzgeber kann eine bestimmte Rechtsfolge (R) nicht bloß an einen einzigen Tatbestand (T), sondern an zwei oder mehrere Tatbestände knüpfen. Er muß dann formulieren: Ist T gegeben, so gilt R; ist T1 erfüllt, so gilt R; ist T2 erfüllt, so gilt R usw. Dies ist jedoch eine ziemlich umständliche Vorgangsweise, weil die Rechtsfolgen häufig einer ausführlichen Umschreibung bedürfen, die für jeden einzelnen Tatbestand zu wiederholen wäre. Um derartige Wiederholungen zu vermeiden, ordnet der Gesetzgeber an, daß T1 für ihn als T ‚gelte‘. Eine solche der Wirklichkeit widersprechende Annahme bezeichnet man als Fiktion.“ Rechberger, W. H. / Simotta, D.-A. (Hg.): *Grundriß des österreichischen Zivilprozeßrechts: Erkenntnisverfahren*. Wien: Manz 2000, S. 15. Über diese technische Auffassung hinaus gibt es aber viel weittragendere Ansichten über Fiktionalität im Recht, etwa die These, dass „juristische Begriffe [...] immer mehr oder minder stark Fiktionscharakter [haben]; sie haben nämlich graduell unabhängig von der Umgangssprache normierte Wortbedeutungen“ (Struck: *Zur Rhetorik der juristischen Fiktion*, S. 183.) oder anders formuliert: „Die Symbolik des gerichtlichen Diskurses läßt das sinnlich Wahrnehmbare zurücktreten und greift in allen Stadien auf Vorstellungen zurück“ (Seibert, Thomas-M.: „Der Richter gilt als unparteilich“. *Fiktionen des Rechtsverfahrens*. In: Ders. (Hg.), *Fiktion im Recht*, S. 187-196, hier S. 190). F. Lachmayer spricht davon, dass „Fiktionalität [...] eine Dimension des Rechtes [ist], und zwar von solch fundamentaler Art, daß sie von den Juristen meist verdrängt wird. Ohne die nicht eingestandene Fiktionalität des Rechtes wäre es wahrscheinlich praktisch gar nicht möglich, das vom Sein verschiedene Sollen in einen erfolgreichen Gegensatz zum Sein zu bringen und es dadurch diesem aufzuzwingen“ (Lachmayer, Friedrich: „Des Kaisers neue Kleider“. *Schein und Sollen im Recht*. In: Seibert (Hg.): *Fiktion im Recht*, S. 197-202, hier S. 197).

hängen, also von Urteilen, logischen Argumentationen und nicht von natürlichen, sinnlichen und daher universell mitteilbaren Wahrnehmungen, sind sie dem Wert und dem Ansehen der Bezeugung untergeordnet. Nicht anders verhält es sich mit der Frage der Vaterschaft, der Zeugung, die, mangels sinnlicher Wahrnehmbarkeit, immer auf Bezeugung angewiesen ist. In der Erhebung einer Hypothese über die Zeugung in den Status der Rechtsgültigkeit könnte man die *legal fiction* der Vaterschaft sehen. Diese Art von Fiktion hängt wesentlich mit der (auch juristisch geforderten) Bestimmung des Namens zusammen, der ja am unzweifelhaftesten über die Herkunft Zeugnis ablegen sollte. In der *Kälte* vergegenwärtigt der Erzähler einen früheren Albtraum, in dem seine Verwandten vor Gericht zu Zeugenaussagen über seine Herkunft gezwungen werden sollen. Aber „wenn ich sie anrief, waren sie weg, Gespenstern gleich. [...] Sie hörten auf ihre Namen nicht“ (78). Diese allegorische Szene (wie auch die vom entstellten Namen der Mutter, S. 132f.) weist, ohne dass man dabei eine derartige Intention des Autors unterstellen würde, auf die von juristischen Fiktionen geprägte Namensgeschichte der Familienmitglieder und folglich auf die von Bernhard hin, die im Folgenden beschrieben werden soll.

Wie bereits gezeigt, versuchen die Bernhard-Biographik und die auf dieser basierenden Textinterpretationen die Selbstkonstruktion des Autors Thomas Bernhard auf einen Ursprung zurückzuführen, aus dem wichtigste Charakteristika des Werkes abgeleitet werden könnten. „Leben und Werk“ des Schriftstellers werden vor allem „im zeitgeschichtlichen Kontext und in seiner Prägung durch traumatische frühkindliche Erfahrungen interpretiert“.<sup>301</sup> In der zitierten „sozialhistorischen Skizze“ wird aber auch betont, dass es aufschlussreich sei, mit Hilfe des durch die Huguet-Chronologie gezeichneten „genealogischen Panoramas“<sup>302</sup> hinter die frühe Kindheit zurückzugehen und die konstanten Merkmale der Familiengeschichte aufzudecken. Den Stammbaum der Großmutter analysierend könne man zu der Folgerung kommen, dass das kollektive Schicksal der Familie „über Generationen ganz wesentlich durch dem [sic!] Umstand der illegitimen Geburt geprägt erscheint“<sup>303</sup>, dass also „Illegitimität [...] von Generation zu Generation vererbt wurde“.<sup>304</sup> Bernhards autobiographische Erzählungen legten „über das Individuelle hinaus *Zeugnis* [...] vom Verhängnis der unehelichen Geburt“<sup>305</sup> ab. Die lange Geschichte der Illegitimität ist aber paradoxerweise gleichzeitig eine der Legitimationen, deren ausführlichere Schilderung an dieser Stelle notwendig ist.

301 Hoffmann, Robert: Thomas Bernhards Vorfahren. Eine sozialhistorische Skizze. In: Mittermayer, Manfred (Hg.): Die Rampe – Extra. Thomas Bernhard, Johannes Freumbichler, Hedwig Stavianicek. Bilder, Dokumente, Essays. O.J., S. 9-23., hier S. 9.

302 Ebd., S. 9.

303 Ebd., S. 10.

304 Ebd., S. 19.

305 Ebd. [Hervorhebung von mir – E. K.]

Bernhards Großmutter mütterlicherseits, außerehelich geborene Anna Schönberg, legitimierte Pichler, heiratet in erster Ehe Karl Bernhard. Als sie Bernhards künftigen Großvater, Johannes Freumbichler, kennenlernt, verlässt sie ihren Ehemann und ihre zwei Kinder (1904). Aus der Beziehung mit Freumbichler wird zuerst eine Tochter geboren (1904), die den Namen Hertha Bernhard erhalten muss, da die Großmutter zur Zeit der Empfängnis noch nicht von K. Bernhard geschieden war (und eine diesbezügliche Klage wegen Fristversäumnis abgewiesen wird); dann ein Sohn (1905), der aufgrund der schon erfolgten Scheidung (und der aus Geldmangel ausgebliebenen Heirat mit Freumbichler) nach dem (legitimierten) Mädchennamen seiner Mutter Farald Rudolf Pichler genannt wird und bald nach seiner Geburt stirbt, sowie ein zweiter Sohn (1910), Rudolf Harald Pichler, erst seit 1949 (!), dem Heiratsjahr seiner Eltern, legitimer Freumbichler. Hertha Bernhard wird von Alois Zuckerstätter schwanger, ihr Sohn muss aber als Thomas Bernhard in die Geburtsurkunde eingetragen werden, da Zuckerstätter nicht bereit ist, das außereheliche Kind zu legitimieren. Obwohl die Vaterschaft auf gerichtliche Klage hin (durch Blutprobe) bestätigt wird, erkennt dieser Thomas Bernhard niemals als seinen eigenen Sohn an (und der Klage auf Unterhalt kann wegen Zuckerstätters Tod 1940 nicht stattgegeben werden). Inzwischen (1936) heiratet Hertha B. Emil Fabjan, der zum Vormund Thomas Bernhards wird, weil er sich zu einer Legitimation auch nicht bereit erklärt. Aus dieser Ehe stammen Bernhards Halbbruder und Halbschwester: Peter und Susanne Fabjan. Da Thomas Bernhard den Namen des ersten Ehemannes seiner Großmutter trägt, deutet dieser Name also in keiner Weise auf eine Blutsverwandschaft, einen Vater im biologischen Sinne hin (wobei auch „das Biologische“ erst durch gerichtliche Prüfung festgelegt wird), im Inneren der reinen Denotation tut sich eine Vielheit von juristisch determinierten Geschichten auf, der Name scheint bloß als das Produkt eines Legitimationszwanges auf, er ruft den fiktionalen, den Als-Ob-Charakter der Herkunft in Erinnerung. Wäre nur ein einziges juristisches Moment in der Familiengeschichte anders ausgefallen (und hier sind alle wichtigen Ereignisse an das Recht gebunden: Eheschließung, Scheidung, Vaterschaft, Vormundschaft, Anklage und Leugnung, nachträgliche Legitimation oder deren Verweigerung, Fristversäumnis etc.), hätte sich also z.B. die Großmutter früher scheiden lassen oder die vom Gesetz vorgeschriebene Klagefrist eingehalten, würde Thomas Bernhard wohl Th. Pichler heißen, hätten die Großeltern noch vor Thomas Bernhards Geburt geheiratet, dann hätte wohl seine Mutter legitimierte Freumbichler geheißen und er selbst Th. Freumbichler. Wenn Alois Zuckerstätter die schwangere Hertha Bernhard geheiratet oder Th. Bernhard als sein eigenes Kind anerkannt hätte, dann hätte Bernhard unter dem Namen Zuckerstätter Berühmtheit erlangt, und, schließlich, wenn Emil Fabjan das Kind hätte, „so die juristische Bezeichnung dafür, überschreiben lassen“ (Ur 116), dann hätten wir vielleicht mit einem Autor namens Thomas Fabjan zu tun, um nur die ein-



fachsten möglichen Konstellationen durchzuspielen. Ein solches Gedankenspiel könnte vielleicht trotz seiner Unfruchtbarkeit deshalb verteidigt werden, weil Bernhard selbst am Anfang seiner literarischen Laufbahn zwei Pseudonyme verwendete, welche nicht als Phantasieprodukte eine neue, künstlerische Identität begründen sollten, sondern als zwei verschiedene Weisen der Ursprungs- oder Zugehörigkeitsbestimmung gelesen werden könnten: *Niklas van Heerlen*<sup>306</sup> weist auf den Geburtsort Bernhards hin und verweigert damit die Verbindung zu Personennamen in der Familie, mit ihm setzt sich der so Genannte selbst zum Anfangspunkt; *Thomas Fabjan*<sup>307</sup> ersetzt die vielleicht ersehnte Legitimation durch den Vormund und verleugnet den leiblichen Vater.

306 van Heerlen, Niklas: Vor eines Dichters Grab. In: Salzburger Volksblatt, 12. Juli 1950.

307 Fabjan, Thomas: Das rote Licht. In: Salzburger Volksblatt, 19. Juni 1950 (laut Höller: Thomas Bernhard, S. 150, die erste Publikation Bernhards), sowie ders.: Die Siedler. In: Salzburger Volksblatt, 8. September 1951.